

Von dem Machandelboom

Wacholder – von Gin, Quarantäne und Schnabeldoktoren

Liebe Liese



Lagnes, Provence. Zur Mittagszeit im Mai. Zufällig entdecken wir im Zentrum des kleinen Städtchens einen eigenartigen Wegweiser zur «Mur de la peste». Ein vogelartiger Mensch war darauf abgebildet, mit Hut, bodenlangem Gewand, Handschuhen und Stab. Das wunderliche aber war seine schnabelförmige Maske. Kurzerhand folgten wir der Beschilderung, durchquerten lichte Waldabschnitte und ausgetrocknetes Weideland. Nach etwa einer Stunde gelangten wir zu den Überresten einer Trockenmauer aus locker aufgeschichteten Steinen, die dort in scheinbar gerader Linie von Süden nach Norden mitten durch unwegsames Buschland verläuft.

Zwei Meter hoch soll die Pestmauer einst gewesen sein und siebenundzwanzig Kilometer lang. Wir wanderten auf dem steinigen Weg entlang der Mauer weiter. Es war mörderisch heiss, die Luft durchdrungen von aromatisch harzigen Düften der Garrigue. Bald führte der Weg steil bergan, da und dort lagen, von immergrünem Gestrüpp beinahe verdeckt, kreisrunde und quadratische Ruinen. Wachhäuser? Die Mauer dehnte sich nahezu endlos vor uns aus.

Kaum zu glauben, dass dieser gigantische Schutzwall einst von Bauern, Landstreichern und Kindern in der Rekordzeit von vier Monaten gebaut wurde. Ob er auch nützte?

Wacholder



Der gemeine Wacholder (*Juniperus communis*) ist ein immergrünes, vielgestaltiges und oft mehrstämmiges Nadelgehölz. Der Wacholder ist lichtbedürftig, konkurrenzschwach, hingegen sehr anpassungsfähig, gedeiht im sommertrockenen Mittelmeerraum wie auch in den Alpen bis etwa 1950 m ü. M. und nördlich bis zu den Küsten des Eismeer. Je nach Lage wächst er strauchförmig oder erhebt sich bis zu zwölf Metern Höhe mit einer zypressenartig zylindrischen oder breit

gerundeten Krone. Die sparrig abstehenden, bläulich grünen Nadeln weisen auf ihrer Oberseite einen weissen Wachsstreifen auf und sind immer zu dritt in einem Quirl angeordnet. Der Wacholder ist zweihäusig, ein Individuum besitzt deshalb nur männliche oder weibliche Blüten. Aus letzteren reifen innert zwei, manchmal auch drei Jahren kugelige Beeren heran, die botanisch gesehen keine Beeren, sondern Zapfen sind. Am selben Wacholder findest du deshalb im Spätherbst nebst den reifen, blauschwarzen Beerenzapfen, immer auch grüne, unreife. Die getrockneten Beeren sind ein beliebtes Gewürz und schmecken süsslich, harzig-pfeffrig. Beeren wie Triebspitzen werden als Heilmittel, Reisig und Holz zu Räucherzwecken gebraucht und aus dem weichen, zähen und dauerhaften Holz Spazierstöcke, Pfeifenrohre, Messergriffe, Intarsien usw. gefertigt, wobei sein kampferartiger Geruch Insekten fernhält.

Der Schwarze Tod und die Pestmauer

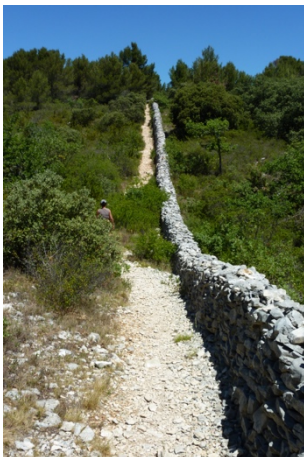
Der Schwarze Tod war eine der verheerendsten Pestpandemien, welche sich von Zentralasien her über die Handelswege (Seidenstrasse) nach Westen ausbreitete und von 1346 bis 1353 in Europa einen Drittel der Menschen (25 Millionen) dahinraffte. Danach brach sie während vierhundert Jahren mit erschreckender Regelmässigkeit immer wieder aus. Die wahre Ursache dieser Seuche kannte man damals noch nicht. Man nahm an, sogenannte Miasmen, das sind giftige, faulige Dämpfe und die darin enthaltenen Partikel, würden die Pest übertragen und verbreiten, und man versuchte sich auf verschiedenste Weise gegen diese zu schützen.

In Venedig beispielsweise wurden Pestkranke auf der Insel Lazzaretto Vecchio isoliert. Pestverdächtigen Schiffen wurde das Einlaufen in den Hafen untersagt und deren Besatzung wie Ladung auf der Insel Lazzaretto Nuovo vierzig Tage «quaranta giorni» unter Quarantäne gestellt und verschiedenster Reinigungsprozeduren unterzogen, unter anderen Essigbädern (Menschen) und Räuchern mit würzigen Kräutern wie Wacholder, Rosmarin, Thymian (Ladung).

Andere Hafenstätte taten es Venedig gleich und verhängten vor allem für die aus dem Osten einlaufenden Schiffe eine Quarantäne, desgleichen Marseille. Im Mai 1720 lief dort das Schiff «Le Grand de St. Antoine» aus Syrien her ein, beladen mit kostbaren Seidenstoffen, die unbedingt auf den Markt gebracht werden sollten.

Aus wirtschaftlichen Gründen wurde die Quarantäne von 40 auf 26 Tage verkürzt, ein pestverdächtiger Todesfall auf dem Schiff verschwiegen. Dieser verhängnisvolle Entscheid führte zum Ausbruch der «Grande Peste», die sich von Marseille her rasant mit einer Geschwindigkeit von 45 Kilometern pro Monat verbreitete.

In der Provence wurden allerorten Barrieren errichtet, der Handelsverkehr verboten. Die Seuche verbreitete sich dennoch weiter aus. Um ihr Gebiet zu schützen, beschlossen die Vorsteher des päpstlichen Avignons und der Grafschaft Venaissin im Februar 1720 die «mur de la peste» zu errichten, die von tausend päpstlichen Soldaten Tag und Nacht



bewacht würde. Im Juli war die Mauer fertig gestellt. Bereits ein Monat später jedoch erreichte die Pest Avignon, worauf königliche Soldaten kurzerhand die Bewachung der Mauer übernahmen und nun den Südosten, wo die Pest überwunden war, gegen den infizierten Nordwesten zu schützen.

Die Schnabeldoktoren

Erst 1894 wurde die wahre Ursache der Pest entdeckt: Das Bakterium *Yersinia pestis*. Lange Zeit nahm man an, dass das Bakterium allein über Rattenflöhe auf den Menschen übertragen werde. Neuere epidemiologische Ausbreitungsberechnungen lassen jedoch vermuten, dass auch Menschenflöhe und -läuse während der Schwarzen Pest bei der Übertragung eine wesentliche Rolle gespielt haben. Durch den Biss gelangt der Erreger in den menschlichen Körper und in die Lymphknoten (Beulenpest, Sterblichkeitsrate unbehandelt 60%, mit Antibiotika behandelt 5%). Einmal infiziert, kann die Pest über Tröpfchen (Lungenpest, Sterblichkeitsrate 100% bzw. 10%, sofern Behandlung innert 24h beginnt), Sekrete (Eiter!), Fäkalien, verwundete Haut- und Schleimhaut direkt von Mensch zu Mensch übertragen werden. Gelangen die Pesterreger in die Blutbahn, so spricht man von einer Pestsepsis (Sterblichkeitsrate 100% bzw. 33%). Das Überstehen der Erkrankung hinterlässt eine begrenzte Immunität.

In Ermangelung genauerer Kenntnisse über die Krankheitsentstehung setzten die Menschen des Mittelalters auf Erfahrungsmedizin. Die Doktoren schützten sich durch kuttenartige Ganzkörperschutzkleidung, oft aus gewachstem Tuch oder Leder gefertigt, und oft mit Essig getränkten Stofftüchern als Mund- und Nasenschutz. Südlich der Alpen trugen die Schnabeldoktoren nebst den bodenlangen Gewändern auffällige Schnabelmasken mit eingnähten Brillengläsern. Zur Filterung und Abwehr der pestverseuchten Luft enthielten die Schnäbel Stroh oder Schwämmchen, die mit aromatischen Kräuteressenzen getränkt waren. Dazu gehörten Wacholder, Gewürznelken, Myrrhe, Rosmarin, Thymian und viele andere mehr, die alle reich an ätherischen Ölen sind, welche, so weiss man heute, desinfizierend wirken.



Auch das Räuchern macht aus heutiger Sicht durchaus Sinn, da der Rauch nicht nur keimtötend wirkt, sondern auch Ungeziefer den Garaus macht. Verschiedene Namen des Wacholders weisen auf seine Verwendung zum Räuchern hin: Feuerbaum, Weihrauchbaum, Kniste- und Knastebaum sowie die schweizerdeutschen Wörter Reckholder und Räckholder. Mancherorts werden nach wie vor Speck, Schinken, Würste und Fisch zur Verbesserung des Aromas und Verlängerung der Haltbarkeit mit «Wacholderchries» geräuchert.

In alten Kräuterbüchern wird Wacholder durchgehend als Pestmittel empfohlen. So Leonard Fuchs (1543): «Der Rauch davon verjagt Schlangen und die vergiftete Luft, deshalb, wo die Pestilenz regiert, soll man stets mit Wacholder-Holz Rauch machen, in allen Gemächern, darin man wohnt.» Tabernaemontanus, ein Zeitgenosse Fuchs' empfiehlt, Wacholderbeeren im Munde zu kauen, da sie der vergifteten Luft widerstünden.

Allheilmittel

Es ist erstaunlich, auf wie vielfältige Weise Wacholder während der Pestzeiten genutzt wurde. Doch Wacholder kann noch viel mehr. Die durch den Gehalt von Invertzucker (33%) süßlichen Beeren enthalten ätherische Öle, Harze, Bitterstoffe (Juniperin, Betulin), Kampfer, Zitronensäure, Flavone, Pentosan, Phosphor, Gallussäure, Gerbstoff- und Gerbsäure, Linolensäure, Mangan, Menthol, Oxalsäure, Terpeneol, U-melliferon, Zink und Vitamine (vor allem B-Vitamine), die deshalb krampflindernd, blutbildend, antibakteriell, harntreibend, wärmend und schleimlösend wirken (nicht bei Schwangerschaft und Nierenleiden verwenden).



Der Arzt und Chemiker Joh. Joch. Becher, Leibarzt des Kurfürsten zu Mainz hat die heilenden Eigenschaften von Wacholder in seinem gereimten Kräuterbuch (1662) vortrefflich zusammengefasst: «Wachholder-Holtz erwärmt und stärckt die Nerven sehr / Der Dampf davon / der thut der Pest ein Gegenwehr / Den Harn befördern sie / die Beerlein öffnen auch / In Blehungen deß Leibs / seynd sie oft im gebrauch / Wachholder-Oel ist zu den lahmen Gliedern gut / Es stärckt / und reinigt das Hertz / wie auch das Blut.»

Hildegard von Bingen empfiehlt die Wacholder-Honigwürze bei Husten: Wacholderbeeren, in Wasser kochen, abseihen, etwas Weinessig, Süssholz und Ingwer hinzugeben, nochmals aufkochen und wieder abseihen. Vor dem Essen auf leeren Magen getrunken, besänftigt es das Brust-, Lungen und Leberleiden.

Der Zaubertrank von Wangs

Wir befinden uns im Jahr 1918 nach Christus. Ganz Europa wird von der Spanischen Grippe überrollt, die bis 1920 weltweit bis zu 50 vielleicht sogar 100 Millionen Menschen das Leben kosten wird. Ganz Europa? Nein, das von unbeugsamen St-Galliern bevölkertes Dörfchen Wangs leistet heftigen Widerstand gegen die Seuche. Der dortige Druiden – Kräuterpfarrer Johann Künzle – weiss um die alten Pestrezepte. Er empfiehlt seinen Schäfchen nebst dem täglichen Spaziergang, Wacholderbeeren zu kauen und an Eukalyptus- und Thymianöl zu riechen. Nach seiner Rezeptur wird ein Wacholderschnaps gebrannt und von den Dorfbewohnern fleissig getrunken. So ging der Sensenmann an Wangs vorbei, erzählt die Legende. Von 1925 bis

1977 und neu wieder seit 2014 wird der legendäre Zaubertrank unter dem Namen «Glerner Alpen Bitter Fleur» hergestellt und erfolgreich vermarktet.

Zu allen Zeiten und Orten wurde die erfrischende und belebende Wirkung von Wacholderschnäpsen geschätzt. So mischte Franz de le Boë im 17. Jahrhundert Wacholderbeeren mit Alkohol, fügte weitere Kräuter hinzu und nannte diese Medizin gegen Sodbrennen «Jenever» oder «Genever» (vom lateinischen Namen Juniperus). Bei den Briten, welche den Genever nicht nur als Medizin schätzten, etablierte sich später der Name Gin. Aber auch die Spirituosen Steinhäger, Krambambuli (von Kranewitt, einem der volkstümlichen Namen des Wacholders), Borovička (das Nationalgetränk der Slowakei) sind nichts anderes als Wacholderschnäpse.

Der Baum, der lebendig macht

Mein erstes Märchenbuch! Ich bekam es als Achtjährige zu Weihnachten geschenkt, als ich wegen einer hochansteckenden Krankheit mehrere Wochen im Spital isoliert lag. Lesen war die einzige Abwechslung. Und so las ich alle Märchen, eines nach dem anderen. Nur eines – es war in Plattdeutsch abgefasst – entzog sich mir. Wie ich mich auch anstrengte, es zu entziffern und zu enträtseln, die Handlung blieb mir verborgen. Es ist eine entsetzliche Geschichte, wie ich heute weiss, wo ein kleiner Junge auf schrecklich Weise um Leben kommt. Sein kleines Schwesterchen sucht jedoch seine Knöchelchen, bindet sie in ein seidenes Tüchlein und legt dieses unter den Machandelboom, worauf das Brüderchen als Vogel aufersteht, davonfliegt und später seine menschliche Gestalt wiedererlangt.



Es ist ganz und gar kein Zufall, dass in diesem mythisch anmutenden Märchen der Wacholder eine solch zentrale Bedeutung erlangt. Wacholder, Weckholder und Queckholder – drei von 150 Namen des Wacholders – stammen nämlich von den althochdeutschen «wehdal, wachal, quek» ab, welche lebensfrisch, munter und quicklebendig bedeuten.

Das kann er halt auch, der Wachholder, die Lebensgeister erwecken.

Verena

Folgende Fotos unterstehen der Creative-Commons Lizenz, Namensnennung und Weitergabe unter den gleichen Bedingungen (<https://creativecommons.org>) Foto 2: Aporia.j; Foto 4 und 5 (ohne Namen).

Weitere Informationen: www.liebe-lese.ch